

Nr. 85. Bromberg, den 4. September 1924.

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

Das Gärtchen liegt zwischen dem Wohnhause und dem Schieferschuppen; wer von dem einen zum anderen geht, muß daran vorbei. Vom Wohnhaus zum Schuppen gehend hat man's zur linken Seite; zur rechten sieht man dann ein Stück Hofraum mit Holzremise und Stallung, vom Nachbarhause durch einen Lattenzaun getrennt. Das Wohnhaus öffnet jeden Morgen zweimal sechs grün angestrichene Fensterladen nach einer der lebhaftesten Straßen der Stadt, der Schuppen ein großes graues Tor nach einer Nebengasse; die Rosen an den baumartig hochgezogenen Büschen des Gärtchens können in das Gäßchen hinausschauen, das den Vermittler macht zwischen den beiden größeren Schwestern. Jenseits des Gäßchens steht ein hohes Haus, das vornehm abgeschlossen, das Enge keines Blickes würdigt. Es hat nur für das Treiben der Hauptstraße offene Augen und sieht man die geschlossenen nach dem Gäßchen zu genauer an, so findet man bald die Ursache ihres ewigen Schlafes; sie sind nur Scheinwerk, nur auf die äußere Wand gemalt.

Das Wohnhaus, das zu dem Gärtchen gehört, sieht nicht nach allen Seiten so geschmückt aus, als nach der Hauptstraße hin. Hier sticht eine blaß rosenfarbene Tünche nicht zu grell von den grünen Fensterladen und dem blauen Schieferdache ab; nach dem Gäßchen zu, die Wetterseite des Hauses erscheint von Kopf zu Fuß mit Schiefer geharnischt; mit der anderen Giebelwand schließt es sich an die Häuserreihe, deren Beginn oder Ende es bildet, unmittelbar an; nach hinten aber gibt es einen Beleg zu dem Sprichwort, daß alles seine schwache Seite habe. Hier ist dem Hause eine Emporlaube angebaut, einer halben Dornenkrone nicht unähnlich. Von roh behauenen Holzstämmen gestützt, zieht sie sich längs des oberen Stockes hin und erweitert sich nach links in ein kleines Zimmer. Dahin führt kein unmittelbarer Durchgang aus dem oberen Stock des Hauses. Wer von da nach der „Gangkammer“ will, muß aus der hinteren Haustür heraus und an der Wand hin wohl sechs Schritte an der Hundehütte vorbei bis zu der hölzernen, hühnersteigartigen Treppe, dann, ist er diese hinaufgestiegen, die ganze Länge der Emporlaube nach links wandeln. Der letzte Teil der Reise wird freilich aufgeheitert durch den Blick in das Gärtchen hinab. Wenigstens im Sommer. Und vorausgesetzt, die der Länge des Ganges nach doppelt aufgezogene Leine ist nicht durchaus mit Wäsche behängt. Denn im Winter schließen sich die Laden, die man im Frühjahr wieder abnimmt, mit der Barriere zu einer undurchdringlichen Bretterwand zusammen, deren lichteinlassende Luken über dem Bereiche, den eine gewöhnliche Menschenlänge beherrscht, angebracht erscheinen.

Ist die Zier der Baulichkeiten nicht überall die gleiche und stechen Emporlaube, Stall und Schuppen bedeutend gegen das Wohnhaus ab, so vermißt man doch nirgends, was noch mehr ziert als Schönheit der Gestalt und glänzender Putz. Die äußerste Sauberkeit lächelt dem Beschauer aus dem verstecktesten Winkel entgegen. Im Gärtchen ist sie fast zu ängstlich, um lächeln zu können. Das Gärtchen scheint nicht mit Hacke und Besen gereinigt, sondern gebürstet. Dazu haben die kleinen Beetchen, die so scharf von dem gelben Kies der Wege abstechen, das Ansehen, als wären sie nicht mit der Schnur, als wären sie mit Lineal und Zirkel auf den Boden hingezeichnet, die Buchsbaumeinfassung, als würde sie von Tag zu Tag von dem akkuratesten Barbier der Stadt mit Kamm und Schermesser bedient. Und doch ist der blaue Rock, den man täglich zweimal in das Gärtchen treten sehen kann, wenn man auf der Emporlaube steht, und zwar einen Tag wie den anderen zu derselben Minute, noch sauberer gehalten als das Gärtchen. Der weiße Schurz darüber glänzt, verläßt der alte Herr nach mannigfacher Arbeit das Gärtchen wieder — und das geschieht täglich so pünktlich um dieselbe Zeit wie sein Kommen — in so untadelhafter Weiße, daß eigentlich nicht einzusehen ist, wozu der alte Herr ihn umgenommen hat. Geht er zwischen den hochstämmigen Rosen hin, die sich die Haltung des alten Herrn zum Muster genommen zu haben scheinen, so ist ein Schritt wie der andere, keiner greift weiter aus oder fällt aus der Gleichmäßigkeit des Taktes. Betrachtet man ihn genauer, wenn er so inmitten seiner Schöpfung steht, so sieht man, daß er äußerlich nur das nachgetan, wozu die Natur in ihm selber das Muster geschaffen. Die Regelmäßigkeit der einzelnen Teile seiner hohen Gestalt scheint so ängstlich abgezirkelt worden zu sein, wie die der Beete des Gärtchens. Als sie ihn bildete, mußte ihr Antlitz denselben Ausdruck von Gewissenhaftigkeit getragen haben, den das Gesicht des alten Herrn zeigt und der in seiner Stärke als Eigensinn erscheinen müßte, wäre ihm nicht ein Zug von liebender Milde beigemischt, ja fast von Schwärmerei. Und noch jetzt scheint sie mit derselben Sorgfalt über ihm zu wachen, mit der sein Auge sein kleines Gärtchen übersieht. Sein hinten kurzgeschnittenes und über der Stirn zu einer sogenannten Schraube zierlich gedrehtes Haar ist von derselben untadelhaften Weiße, die Halstuch, Weste, Kragen und der Schurz vor dem zugeknöpften Rocke zeigen. Hier in seinem Gärtchen vollendet er das geschlossene Bild desselben; außerhalb seiner Hauses muß sein Ansehen und Wesen etwas Fremdartiges haben. Pflastertreter hören unwillkürlich auf zu plaudern, die Kinder auf der Straße zu spielen, kommt der alte Herr Nettenmair dahergestiegen, das silberknöpfige Rohr in der rechten Hand. Sein Hut hat noch die spitze Höhe, sein blauer Überrock zeigt noch den schmalen Kragen und die bauschigen Schultern einer lang vorübergegangenen Mode. Das sind Haken genug, schlechte Witze daran zu hängen, dennoch geschieht dies nicht. Es ist, als ginge ein unsichtbares Etwas mit der stattlichen Gestalt, das leichtfertige Gedanken nicht aufkommen ließe.

Wenn die älteren Einwohner der Stadt, begegnet ihnen der Herr Nettenmair, eine Pause in ihrem Gespräche machen, um ihn respektvoll zu grüßen, so ist es jenes magische Etwas nicht allein, was diese Wirkung tut. Sie wissen, was sie in dem alten Herrn achten; ist er vorüber, folgen ihm die Augen der noch immer Schweigenden, bis er um eine Straßenecke verschwindet; dann hebt sich wohl eine Hand bis zur Höhe von ihres Besitzers seitwärts geneigtem Antlitz und ein aufgereckter Zeigefinger erzählt beredter, als es der

Mund vermöchte, von einem langen Leben mit allen Bürgertugenden geschmückt und nicht durch einen einzigen Fehl geschändet. Eine Anerkennung, die noch an Gewicht gewinnt, weiß man, wieviel schärfer einem nach außen abgeschlossenen Dasein nachgerechnet wird. Und ein solches führt Herr Nettenmair. Man sieht ihn nie an einem öffentlichen Orte, es müßte denn sein, daß etwas Gemeinnütziges zu beraten oder in Gang zu bringen wäre. Die Erholung, die er sich gönnt, sucht er in seinem Gärtchen. Sonst sitzt er hinter seinen Geschäftsbüchern oder beaufsichtigt im Schuppen das Ab- und Aufladen des Schiefers, den er aus eigener Grube gewinnt und weit ins Land und über dessen Grenzen hinaus vertreibt. Eine verwitwete Schwägerin besorgt sein Hauswesen und ihre Söhne das Schieferdeckergeschäft, das mit dem Handel verbunden ist und an Umfang diesem wenig nachgibt. Es ist der Geist des Oheims, der Geist der Ordnung, der Gewissenhaftigkeit bis zum Eigensinn, der auf den Neffen ruht und ihnen das Zutrauen erwirbt und erhält, das sie von weit her beruft, wo die Deckung eines neuen Gebäudes oder eine umfassendere Reparatur an einem alten der Hilfe des Schieferdeckers bedarf.

Es ist ein eigenes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterladen. Die Schwägerin, eine noch immer schöne Frau, wenig jünger als der Hausherr, behandelt diesen mit einer Art stiller Verehrung, ja Andacht. Ebenso die Söhne. Der alte Herr dagegen beweist der Schwägerin eine achtungsvolle Rücksicht, eine Art Ritterlichkeit, die in ihrer ernsten Zurückhaltung etwas Rührendes hat, den Neffen die Zuneigung eines Vaters. Doch steht auch hier etwas zwischen beiden Teilen, das dem ganzen Verkehr etwas rücksichtsvoll Förmliches beimischt. Das liegt wohl zum Teile in der schweigsamen Geschlossenheit des alten Herrn, die sich den übrigen Familienmitgliedern mitgeteilt hat, wie denn alle seine Eigentümlichkeiten bis auf die unbedeutendsten Einzelheiten, so in körperlicher Haltung und Bewegung, wie in Urteil und Liebhaberei auf sie übergegangen erscheinen. Wird in dem Familienkreise weniger gesprochen, so scheint ein Aussprechen von Wünschen und Meinungen des einen überflüssig, wo der andere mit so sicherem Instinkt zu erraten weiß. Und wie soll das schwer sein, wo alle eigentlich ein und dasselbe Leben führen? Es ist ein eigenes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterladen. Die Nachbarn wundern sich, daß der Herr Nettenmair die Schwägerin nicht geheiratet. Es ist nun dreißig Jahre her, daß ihr Mann, Herrn Nettenmairs älterer Bruder, bei einer Reparatur am Kirchdache zu Sankt Georg verunglückte. Damals glaubte man allgemein, er werde des Bruders Witwe heiraten. Sein damals noch lebender Vater wünschte das sogar und der Sohn selbst schien nicht abgeneigt. Man weiß nicht, was ihn abhielt. Aber es geschah nicht, wennschon Herr Nettenmair sich des Familienwesens seines Bruders und der Kinder desselben väterlich annahm, auch sich sonst nicht verheiratete, soviel gute Partien sich ihm auch anboten. Damals schon begann das eigene Zusammenleben.

Es ist natürlich, daß die guten Leute sich wundern; sie wissen nicht, was damals in vier Seelen vorging; und wüßten sie's, sie wunderten sich vielleicht nur noch mehr. Nicht immer wohnte die Sonntagsruhe hier, die jetzt selbst über die angestrengteste Geschäftigkeit der Bewohner des Hauses mit dem Gärtchen ihre Schwingen breitet. Es ging eine Zeit darüber hin, wo bitterer Schmerz über gestohlenes Glück, wilde Wünsche seine Bewohner entzweiten, wo selbst drohender Mord seinen Schatten vor sich her warf in das Haus; wo Verzweiflung über selbstgeschaffenes Elend händeringend in stiller Nacht an der Hintertür die Treppe herauf und über die Emporlaube und wieder hinunter den Gang zwischen Gärtchen und Stallraum bis zum Schuppen und ruhelos vor und wieder hinterschlich. Damals schon war das Gärtchen der Lieblingsaufenthalt einer hohen Gestalt, aber den Eigensinn des greisen Gesichts dämpfte nicht Milde; wenn sie über die Straßen schritt, hielten auch die Knaben im lustigen Spiel an; aber die Gestalt sah nicht so freundlich auf sie nieder. Vielleicht, weil ihr Augenlicht fast erloschen war. Wohl war auch der ältere Herr Nettenmair ein geachteter Mann und er verdiente die Achtung seiner Mitbürger, nicht weniger als sein milderes Ebenbild nach ihm. Er war ein Mann von strenger Ehre. Er war es nur zu sehr!

Alles, was dazumal die Herzen in dem Hause bis zum Zerspringen schwellen machte, was in den verdüsterten Seelen umging und zum Teile heraustrat in der Selbstvergessenheit der Angst oder zur Tat wurde, zur Verzweiflungstat: alles das mag durch das Gedächtnis des Mannes gehen, mit dem wir uns bis jetzt beschäftigt. Es ist Sonntag und die Glocken von Sankt Georg, die den Beginn der vormittägigen Gottesdienstes verkündigen, rufen auch in das Gärtchen herein, wo Herr Nettenmair nach hergebrachter Weise zu dieser Stunde auf einer Bank in seiner Laube sitzt. Seine Augen ruhen auf dem schiefergedeckten Turmdach von Sankt Georg, das über die Planken des Nachbargartens sich erhebt und auch nach ihm zu schauen scheint. Heut sind's einunddreißig Jahre, seit er nach längerer Abwesenheit auf der Wanderschaft in die Vaterstadt heimkehrte. Ebenso riefen die Glocken, als er durch eine Schnei[1]) hindurch an der Straße den alten Turm zum ersten Male wiedersah. Damals knüpfte sich seine nächste Zukunft an das alte Schieferdach; jetzt liest er seine Vergangenheit davon ab. Denn — aber ich vergesse, der Leser weiß nicht, wovon ich spreche. Es ist ja eben das, was ich ihm erzählen will.

So blättern wir denn die einunddreißig Jahre zurück und finden einen jungen Mann statt des alten, den wir verlassen. Er ist hochgewachsen wie dieser, aber nicht so stark. Er trägt die braunen Haare wie der Alte, am Hinterkopfe kurz geschoren, über der weißen hohen Stirn in eine sogenannte Schraube künstlich gedreht. Auf seinem Gesicht erscheint noch nicht die Strenge des Alten, und dem gutmütigen Ausdrucke ist die Narbe getragenen Seelenschmerzes noch nicht eingeprägt. Keineswegs aber hat er die leichtsinnige Unbekümmertheit, die sonst seinem Alter eigen, und auch nicht das bequeme, nachlässige Wesen, das dem fahrenden Handwerksburschen so leicht zur Gewohnheit wird. Noch führt ihn die hohe Straße durch dichten Wald, aber die Klänge der Sankt Georgenglocken aus der tief unten liegenden Stadt steigen herauf an der waldigen Höhe und dringen durch Baum und Busch unhemmbar wie eine Mutter, die dem kommenden Liebling entgegenfliegt. Heimat! Was liegt in diesen zwei kleinen Silben! Was alles steht auf im Menschenherzen, wenn die Stimme der Heimat, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft, der Ton, der das Kind in die Kirche, den Knaben zur Konfirmation und zum ersten Genusse des heiligen Mahles rief, der jede Viertelstunde zu ihm sprach! Im Gedanken Heimat umarmen sich all unsere guten Engel.

Unserem jungen Wanderer drangen Tränen aus den ernsten und doch freundlichen Augen. Schämt' er sich nicht vor sich selbst, er hätte laut geweint. Er kam sich vor, als hätte er seinen Aufenthalt in der Fremde nur geträumt und könne sich, nun er erwacht, auf den Traum kaum mehr besinnen. Als hätte er nur geträumt, er sei ein Mann geworden in der Fremde. Als sei's ihm immer schon im Traum gekommen, er träume nur in der Fremde, um, wenn er daheim erwacht sei, davon erzählen zu können. Es könnte auffallen, daß er bei alledem in diesem Augenblicke der Aufregung seines ganzen Innern den Spinnenfaden nicht übersah, den die grüßende Luft von der Heimat her gegen seinen Rockkragen wehte, daß er die Tränen vorsichtig abtrocknete, damit sie nicht auf das Halstuch fallen möchten und mit der eigensinnigsten Ausdauer erst die letzten, kleinsten Reste des Silberfadens entfernte, ehe er sich mit ganzer Seele seinem Heimatgefühle überließ. Aber auch sein Hängen an der Heimat war ja zum Teile nur ein Ausfluß jenes eigensinnigen Sauberkeitsbedürfnisses, das alles Fremde, das ihm anfliegen wollte, als Verunreinigung ansah; und wiederum entsprang jenes Bedürfnis aus der Gemütswärme, mit der er alles umfaßte, was in näherem Bezuge zu seiner Persönlichkeit stand. Das Kleid auf seinem Leibe war ihm ein Stück Heimat, von dem er alles Fremde abhalten mußte.

Jetzt machte die Straße eine Wendung; der Bergrücken, der vorhin die Aussicht verengt hatte, blieb zur Seite liegen, und über jungem Wuchs stieg eine Turmspitze auf. Es war die Spitze des Sankt Georgenturms. Der junge Wanderer hielt den Schritt an. So natürlich es war, daß das höchste Gebäude der Stadt ihm zuerst und vor den übrigen sichtbar werden mußte, seine Sinnigkeit vergaß das über der innigen Bedeutung, die sie in den Umstand legte. Das Schieferdach der Kirche bedurfte einer Reparatur. Diese war seinem Vater übertragen worden und sie war der Grund, wenigstens der Vorwand, warum der Vater ihn früher aus der Fremde zurückrief, als er es bei des Sohnes Abreise gewillt gewesen. Vielleicht morgen schon begann er seinen Teil Arbeit. Dort, senkrecht über dem weiten Bogen, durch den er die Glocken sich bewegen sah, war die Aussteigtüre angebracht. Dort sollten die beiden Balken sich herausschieben, um die Leiter zu tragen, auf der er emporklimmte bis zur Helmstange, das Tau seines Fahrzeugs daran anzuknüpfen für die luftige Fahrt um das Dach. Und wie es seine Natur war, sich an die Gegenstände, mit denen er in Arbeitsberührung kommen sollte, mit festen Herzensfäden anzuspinnen, sah er in dem Auftauchen der Turmspitze einen Gruß und griff unwillkürlich in die Luft nach dem Grüßenden hin, als gälte es, eine freundlich dargebotene Hand zu drücken. Dann beschleunigte der Gedanke an die Arbeit seinen Schritt, bis ein Aushau im Walde und

[1]) Lichtung.

die Ankunft auf der höchsten Kante des Berges ihm die ganze Heimatsstadt vor seinen Füßen liegend zeigte.

Wieder blieb er stehen. Dort stand das Vaterhaus, dahinter der Schieferschuppen; in derselben Vorstadt nicht weit davon das Haus, wo sie — gewohnt hatte damals, als er in die Fremde ging. Jetzt wohnte sie in seinem Vaterhaus, war seines Vaters Tochter, seines Bruders Weib und er sollte von heute an in demselben Hause leben und sie täglich sehen als seine Schwägerin. Sein Herz schlug stärker bei dem Gedanken an sie. Aber keine von den Hoffnungen, die sich ihm sonst an ihr Andenken geknüpft, ließ es schwellen. Seine Neigung war die eines Bruders zur Schwester geworden und was ihn jetzt bewegte, sah mehr einer Sorge gleich. Er wußte, sie dachte mit Widerwillen an ihn. Sie war die Einzige im ganzen Vaterhause, die ungern sein Kommen sah. Wie war das alles geworden? War nicht eine Zeit gewesen, wo sie ihm gut zu sein schien? Wo sie ihm so gern zu begegnen schien, als später beflissen, ihm auszuweichen? Da unten vor der Stadt in Gärten liegt das Schützenhaus. Wie sind die Bäume um das Haus größer geworden, seit er von dieser Höhe herab auch ihm den letzten Gruß zugewinkt hatte! Dort unter jener Akazie hatte er kurz vorher gestanden — es war an einem schönen Frühlingsabend gewesen, ihm war er der schönste erschienen, den er erlebt — am Pfingstschießen. Drin tanzte das übrige junge Volk; er ging selig um das Haus herum, in dem er sie tanzend wußte. Er fühlte sich jetzt noch im Umgang mit Mädchen und Frauen befangen, und wußte nicht mit ihnen zu reden; das war damals noch mehr als jetzt. Wie gerne hätte er ihr gesagt — wenn er allein war, wieviel hatte er ihr zu sagen und wie gut wußte er's zu sagen, und führte es ein Zufall, daß er sie allein traf — und wunderbar wie geschäftig der Zufall sich zeigte, ein solch Zusammentreffen zu vermitteln — da trieb ihm der Gedanke, jetzt sei der Augenblick da, alles Blut nach dem Herzen, die Worte von der Zunge in den Versteck der tiefsten Seele zurück. So war es gewesen, wie sie, die Wangen vom Tanze glühend, allein herausgetreten war aus dem Hause. Es schien ihr nur um Kühlung zu tun; diese wehte sie sich mit dem weißen Tuche zu; aber ihre Wangen wurden nur röter. Er fühlte, sie hatte ihn gesehen, sie erwartete, er sollte näher treten und daß sie wußte, er verstand sie, das war es, was ihr die Wangen röter färbte. Das war es, was, da er zögerte, sie wieder hineintrieb in den Saal. Vielleicht auch, daß sie einen Dritten nahen hörte. Sein Bruder kam aus einer anderen Türe des Saales. Er hatte die beiden noch schweigend einander gegenüberstehen, vielleicht auch des Mädchens Röterwerden gesehen. Du suchst die Beate? fragte unser Held, um seine Verlegenheit zu verbergen. Nein, entgegnete der Bruder. Sie ist nicht zum Tanze und das ist gut. Es kann doch nichts werden; ich muß mir eine andere anschaffen, und bis ich eine finde, ist böhmisch Bier mein Schatz.

Es war etwas Wildes in des Bruders Rede. Unser Held sah ihn verwundert und zugleich bekümmert an. Warum kann nichts werden? fragte er. Und wie bist du nur?

Ja, du meinst, ist soll sein wie du, fromm und geduldig, wenn nur kein Federchen etwa an deinem Rocke sitzt. Ich bin ein anderer Kerl und muß mich austoben, wird mir ein Strich durch meine Rechnung gemacht. Warum nichts werden kann? Weil der Alte im blauen Rock es nicht will.

Der Vater rief dich gestern in das Gärtchen —

Ja und zog seine weißen Augenbrauen, die wie mit dem Lineal gemacht sind, anderthalb Zoll in die Höh'. Ich hatte mir's wohl gedacht. „Du gehst mit der Beate vom Einnehmer. Das hat aufgehört von heut' an."

„Ist's möglich? Und warum?

Ja, hast du je gehört, daß der im blauen Rock ein Warum vorgebracht hätte? Und hast du ihn je gefragt: Warum denn aber, Vater? Ich möchte sein Gesicht sehen, fragte ihn einer von uns: Warum? Er hat's nicht gesagt, aber ich weiß es, warum das aufgehört haben soll mit mir und der Beate. Ich hab's die ganze Woche her erwartet; wenn er die Hand aufhob, meint' ich, er deutet nach dem Gärtchen, und war bereit, wie ein armer Sünder hinter ihm her zu gehen. Das ist ja der Ort, wo er seine Kabinettsbefehle austeilt. Mit dem Einnehmer soll's nicht gut stehen. Es geht eine Rede, er braucht' mehr, als seine Besoldung hergeben will. Und — nun du bist ja auch ein Federchensucher wie der im blauen Rock. Aber was kann das Mädchen dazu? Was ich? Nun aufgehört muß die Geschichte haben, aber das Mädel dauert mich und ich muß sehen, wie ich sie vergesse. Ich muß trinken oder mir eine andere anschaffen.

Unser Held war des Bruders Art gewohnt; er wußte, daß seine Reden nicht so wild gemeint waren, als sie klangen, und der Bruder bewies ja seine Liebe und Achtung vor dem Vater durch die Tat seines Gehorsams; dennoch wäre es unserem Helden lieb gewesen, der Bruder hätte sie auch im Reden gezeigt, wie im Tun. Der Bruder hatte mit seiner Neckerei nicht ganz unrecht gehabt. Apollonius war es, als läge etwas Unsauberes auf der Seele des Bruders und er strich unwillkürlich mehrmals mit der Hand über den Rockkragen desselben hin, als wäre es äußerlich von ihm abzuwischen. Vom Tanze hatte sich Staub darauf gelagert; wie dieser entfernt war, kam ihm die Empfindung, als sei wirklich entfernt, was ihn gestört.

Das Gespräch tauschte seinen Stoff. Sie kamen auf das Mädchen zu sprechen, das sich vorhin Kühlung zugeweht; Apollonius wußte gewiß nicht, daß er die Anregung dazu gegeben hatte. Wie das Mädchen das Ziel war, nach dem alle Wege seines Denkens führten, so hielt er dieses, war er bei ihr angekommen, unentrinnbar fest. Er vergaß den Bruder so, daß er zuletzt eigentlich mit sich selbst sprach. Der Bruder schien all das Schöne und Gute an ihr, das der Held in unbewußter Beredsamkeit pries, erst wahrzunehmen. Er stimmte immer lebhafter bei, bis er in ein wildes Lachen ausbrach. das den Helden aus seiner Selbstvergessenheit weckte und seine Wangen so rot färbte, als die des Mädchens vorhin gewesen waren.

Und da schleichst du um den Saal, wo sie mit anderen tanzt und, zeigt sie sich, so hast du nicht das Herz, mit ihr anzubinden. Wart', ich will dein Gesandter sein. Von nun soll sie keinen Reihen tanzen als mit mir, damit kein anderer dir in die Quere kommt. Ich weiß mit den Mädels umzugehen. Laß mich machen für dich.

Sie standen etwa zehn Schritt von der großen Saaltüre entfernt, Apollonius derselben mit dem vollen Angesichte, der Bruder mit dem halben zugewandt. Unser Held erschrak vor dem Gedanken, daß das Mädchen heute noch alles erfahren sollte, was er für sie fühlte. Dazu kam die Scham über sein eigenes befangenes ungeschicktes Wesen ihr gegenüber und wie sie davon würde denken müssen, daß er eines Mittlers bedürfe. Er hatte schon die Hand erhoben, dem Bruder Einhalt zu tun, als die Erscheinung des Mädchens selbst ihm alles andere verdunkelte. Leise und allein wie vorhin kam sie aus der Tür geschritten. Unter dem Tuche, mit dem sie sich Kühlung zuwehte, schien sie verstohlen um sich zu sehen. Er sah wieder ihre Wangen röter werden. Hatte sie ihn gesehen? Aber sie wandte ihr Gesicht nach der entgegengesetzten Seite. Sie schien etwas zu suchen im Grase vor ihr. Er sah, wie sie eine kleine Blume pflückte, diese auf eine Bank legte und, nachdem sie eine Weile wie zweifelnd gestanden, ob sie die Blume wieder aufnehmen sollte, wie mit schnellem Entschluß sich wieder nach der Tür wandte. Eine halb unwillkürliche Armbewegung schien zu sagen: mag er sie nehmen; sie ist für ihn gepflückt. Wieder wogte es rot herauf bis an das dunkelbraune Haar und die Hast, mit der sie in der Tür verschwand, schien einer Reue vorbeugen zu sollen, die die Sorge erzeugen konnte, wie ihr Tun verstanden werden würde.

Der Bruder, der von allem dem nichts zu gewahren schien, hatte in seiner lebendigen, heftigen Weise fortgesprochen; seine Worte waren verloren; unser Held hätte zwei Leben haben müssen, sie zu hören, denn das eine, das er besaß, war in seinen Augen. Jetzt sah er den Bruder nach dem Saale stürmen. Zu spät kam ihm der Gedanke, ihn zurückzuhalten. Er eilte ihm vergeblich nach bis zur Türe. Dort nahm ihn die Blume, die das Mädchen für einen Finder hingelegt, für einen glücklichen, fand sie der, dem sie zugedacht war, wiederum gefangen. Und unter den leisen, mechanisch fortgesetzten Zurufen seines Mundes an den Bruder, der sie nicht mehr hörte, er solle schweigen, fragte er sich innerlich: bis du's auch, für den sie die Blume hierhergelegt? Hat sie die Blume für jemand hierhergelegt? Und sein Herz antwortete glücklich auf beides ein Ja, während ihn das Vorhaben des Bruders noch bedrängte.

War es ein Liebeszeichen von ihr und für ihn, so war es das letzte.

Zweimal sah er verstohlen in den Saal, wenn die Tür sich öffnete; er sah sie mit seinem Bruder tanzen, dann im Ausruhen vom Tanze den Bruder in seiner hastigen Weise auf sie hineinreden. Jetzt spricht er von mir, dachte er, über das ganze Gesicht erglühend. Er stürzte in den Schatten der nahen Büsche, als sie den Saal verließ. Der Bruder führte sie heim. Er folgte den beiden in so großer Entfernung, als er nötig hielt, von ihr nicht gesehen zu werden. Als der Bruder von der Begleitung zurückkam, trat er von der Türe weg. Er war wie nackt vor Scham. Der Bruder hatte ihn doch bemerkt. Er sagte: Noch will sie nichts von dir wissen; ich weiß nicht, ist es Ziererei oder ihr Ernst. Ich treffe sie schon wieder. Auf einen Schlag fällt kein Baum. Aber das muß ich dir zugestehen, Geschmack hast du. Ich weiß nicht, wo ich meine Augen gehabt habe seither. Die ist noch ganz anders als die Beate. Und das will viel sagen!

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne Semrude.

Morgenländischer Schwank von Wilhelm Ruland.

Fadlallah, ein Königssohn von Mossul, war mit seinem Gefolge auf einer Reise nach Bagdad begriffen, als die Karawane eines Nachts von einer Beduinenhorde überfallen wurde. Die Räuber metzelten alle nieder und raubten die Kamele mit ihren Lasten. Als sie auch den Jüngling umbringen wollten, gab er sich zu erkennen, und sie schenkten ihm das Leben.

Er kam nach Bagdad; aber aus Scham über die erlittene Schändung seiner Ehre verriet er niemandem seinen Stand. Als ihn hungerte, stellte er sich vor ein Haus und bettelte. Da sah er durch ein niedriges Fenster dieses Hauses ein Mädchen, und er war wie geblendet von ihrer Schönheit. Er erfuhr, daß dieses Haus dem Muaffak, Sohn des Abdan, gehöre, der früher Statthalter gewesen war, bis er sich mit dem Stadtrichter entzweite und dieser ihn um seinen Posten brachte.

Es begab sich, daß Fadlallah, als er abends ein Obdach suchte, von Häschern mit anderen, die man für Einbrecher hielt, ergriffen wurde. Als der Stadtrichter am nächsten Morgen die Gefangenen verhörte, beteuerte der Jüngling, daß er kein Dieb, sondern nur ein Bettler sei. Die Tochter Muaffaks, vor dessen Haus er tagsüber gestanden, könne es bezeugen.

„Kennst du jenes Mädchen?“ fragte der Richter.

„Nie werde ich eine schönere Jungfrau sehen,“ erwiderte der Jüngling.

Arglistig lächelte der Stadtrichter.

„Du gefällst mir, und ich will dir jenes schöne Mädchen als Frau verschaffen.“

Sodann ließ er Fedlallah baden und in reiche Gewänder kleiden. Hierauf ließ er Muaffak rufen. Er umarmte den Angekommenen und sprach: „Ein Fürstensohn von Basra ist bei mir eingetroffen und bittet durch mich um die Hand deiner Tochter Semrude.“

„Ich bin gerührt über das unverhoffte Glück,“ erwiderte der Vater, und er begrüßte den soeben eingetretenen Jüngling mit den Worten:

„Erhabener Königssohn, meine Tochter wird sich glücklich preisen, wenn du sie zur Gemahlin erheben willst.“

Fadlallah war erstaunt über diese Worte; aber er verharrte über seine Herkunft weiter in Schweigen. Der Stadtrichter ließ den Heiratsvertrag sogleich vollziehen, und Fadlallah begab sich mit Muaffak in dessen Haus, und am gleichen Tage wurde die Hochzeit gefeiert.

Da erschien am nächsten Morgen ein Bote des Stadtrichters, der Fadlallah befahl, ihm das kostbare Gewand auszuliefern, das der Richter ihm gestern geliehen habe, damit er den Prinzen von Basra vortäuschen solle. Jetzt erst durchschaute Fadlallah die Bosheit des Stadtrichters. Wortlos händigte er das Gewand aus.

Die weinende Semrude, die hinter dem Vorhang der Keuschheit alles vernommen hatte, tröstete er mit den Worten: „Der Bösewicht frohlockt vergebens über dich und deinen hintergangenen Vater; denn der Ruhm des Fürsten von Basra ist nicht größer als der des Fürsten von Mossul.“ Und er erzählte ihr seine Geschichte. Da umarmte ihn Semrude unter Freudentränen.

Dann ließ sie durch ihre Dienerinnen eilends ein neues kostbares Gewand besorgen und sprach:

„Überlasse es mir, mich an dem Richter zu rächen.“

Fadlallah willigte ein.

Eine Stunde darauf begab sich die tiefverschleierte Semrude in einfacher Kleidung nach dem Gerichtssaal und bat, den Stadtrichter allein sprechen zu dürfen. Er erwartete sie in dem Nebengemach. Als sie beim Eintreten ihren Schleier ein wenig lüftete, erstaunte der Richter über ihre auffallende Schönheit. Er fragte nach ihrem Begehr und sie begann: „Ich bin die Tochter des Färbers Oslar auf dem östlichen Tigrisufer. Mein Vater verweigerte mich jedem Bewerber, indem er behauptete, ich sei schielend, hinkend und bucklig. Dadurch bin ich zur Ehelosigkeit verurteilt. Entscheide du!“

Bei diesen Worten hatte sie ihren Schleier abgenommen und schritt vor ihm auf und ab, wobei sie vom Haupthaar bis zu den Füßen ihre Schönheit zur Schau stellte.

Darüber entbrannte der Richter in heftiger Liebe und beteuerte: „Du Abbild der Jungfrauen des Paradieses, ich heirate dich auf der Stelle; denn ein schöneres Wesen sah ich niemals!“

Semrude verließ ihn, und in der nämlichen Stunde ließ der Richter den Färber kommen und sprach:

„Gib mir deine Tochter zur Frau!“

„Herr, Ihr beliebt zu scherzen,“ erwiderte Oslar, „meine Tochter ist hinkend, bucklig und schielend und verdient ihren Namen Kaffakattaddahri, d. i. großes Scheusal.“

Der Richter winkte ab. „Genug! Ich liebe Kaffakattaddahri und wünsche sie noch heute zu heiraten.“

Jetzt wurde dem Färber klar, daß ein Schelm sich den Scherz erlaubt hatte, den Stadtrichter durch ein falsches Bild in seine häßliche Tochter verliebt zu machen. Er überlegte nicht lange und gab gegen ein Heiratsgut von tausend Denaren seine Einwilligung zur alsbaldigen Ehe. Der Richter ließ ihm sofort die Summe auszahlen und zugleich den Heiratsvertrag aufsetzen. Der Färber unterzeichnete ihn in Gegenwart von drei gesetzkundigen Zeugen und verabschiedete sich mit dem Versprechen, die Braut sogleich zu senden.

Die Frau des Richters hatte das Gespräch im Nebenzimmer mit angehört. Sie trat herein und sprach zu ihrem Mann: „Ich bin die Tochter des reichsten Juwelenhändlers in Bagdad und verschmähe zwei Köpfe in einer Haube und zwei Hände in einem Handschuh. Darum verstoße mich und gib mir meine Aussteuer zurück, damit ich zu meinen Eltern heimkehre.“

Er mußte ihrem Verlangen willfahren. Dann ließ er rasch das Brautgemach herrichten. Ungeduldig wollte er soeben zum Färber Oslar schicken, als ein Lastträger ankam, der einen teppichbelegten Kasten aus Weidenholz aufgeladen hatte.

„Was bringst du mir, mein Freund?“ fragte der gut gelaunte Richter.

„Eure Gemahlin, Herr“, entgegnete der Lastträger. „Ihr dürft nur den Teppich lüften.“

Rasch zog der verliebte Richter den Teppich fort und erblickte ein buckliges Geschöpf, dessen schielende Augen ihn verwundert anglotzten. Unter einer aufgestülpten Nase verzog sich ein breiter Mund.

„Herr, hier ist meine Tochter“, sprach der soeben angekommene Färber. Der entsetzte Richter überschüttete ihn mit Flüchen und Verwünschungen; doch der Meister Oslar beteuerte: „Herr, ich habe Euch eindringlich gewarnt.“

Der Richter aber rief: „Und wer war jenes herrliche Mädchen, das sich diesen Morgen bei mir für Eure Tochter ausgegeben hat?“

„Es war gewiß eine Schelmin, die Euch genarrt hat“, erwiderte der Färber.

Der Richter versank in Nachdenken. Dann verstieß er die Färberstochter in aller Form, wobei er dem Vater das Heiratsgut unter der Bedingung beließ, daß er über das Vorgefallene Stillschweigen bewahre. Trotzdem erfuhr bald die ganze Stadt davon.

Auch der Kalif vernahm die Geschichte sowie den Namen der schönen Frau, die den Stadtrichter überlistet hatte. Er ließ Fadlallah und Semrude zu sich kommen, lobte die Klugheit der letzteren und entließ die Neuvermählten mit sieben Kamellasten in die Heimat des fürstlichen Ehemannes.

Den Vater der schönen Semrude ernannte er wiederum zum Statthalter von Bagdad. Dagegen gebot er dem Stadtrichter zur Strafe dafür, daß er Semrude und ihren geachteten Vater Muaffak hatte überlisten wollen, die häßliche Färberstochter ein zweites Mal zur rechtmäßigen Gattin zu erheben.



Bunte Chronik



* **Japanische Reklame.** Auch für das Inseratenleben gilt das Wort: Andere Völker, andere Sitten. In Japan muß beispielsweise der Geschäftstreibende bei dem Zeitungsinserat den Mund so voll als möglich nehmen, wenn er auf einen Erfolg rechnen will. Das Publikum ist in dieser Beziehung an das Unmöglichste gewöhnt. So versichert beispielsweise ein Papierhändler, daß sein Briefpapier an Solidität mit der Haut des Elefanten wetteifern kann, und ein Fischhändler belehrt die Leser der Zeitung dahin, daß die bestellten Waren mit der Schnelligkeit einer Flintenkugel ins Haus des Auftraggebers befördert werden. Ein Drogist behauptet von seinem Essig, daß er schärfer sei als die spitzeste Zunge eines Rechtskundigen. Ein großes Warenhaus ladet zum Besuch einer Ausstellung mit den lockenden Worten ein: „Tretet ein und besichtigt unsere reich ausgestatteten Abteilungen. Ihr werdet überall mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit empfangen werden. Unsere Angestellten sind herzlich und zuvorkommend wie ein Vater, der für seine Tochter einen Mann sucht, aber gänzlich abgeneigt ist, eine Mitgift herauszurücken. Ihr werdet mit der Freude begrüßt werden, mit der man nach unbegrenzten Regentagen den Sonnenstrahl begrüßt, der schüchtern zwischen den Wolken hervorlugt.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendilch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H n Bromberg.